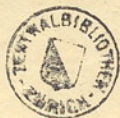


Nekr  
W  
87

Nekr W 87

# MARIA WASER

*zum Gedächtnis*



*Ansprachen von*

*Pfarrer Karl Fueter, Prof. Dr. Robert Faesi, Prof.  
Dr. Charly Clerc, Dr. h. c. Ernst Zahn, Prof. Dr.  
Gottfried Bohnenblust und Dr. Esther Odermatt*

*gehalten bei der Trauerfeier im Fraumünster,  
Zürich, am 23. I. 1939, bei den Gedächtnis-  
feiern im Berner und im Zürcher Rathaussaal  
am 17. II. und 12. III. 1939, in der Kirche von  
Herzogenbuchsee (Kt. Bern) am 16. IV. 1939.*

*Prolog von Heinrich Fischer als Epilog*

MARIA WASER ZUM GEDÄCHTNIS





Maria Waser  
Gemalt von Heini Waser (1935)

# MARIA WASER

*(15. Oktober 1878 bis 19. Januar 1939)*

ZUM GEDÄCHTNIS

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT  
STUTT GART BERLIN

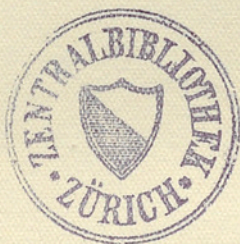
G 1286  
Dr. H. Waser  
Z.



MARIA WASSER

(17. Oktober 1878 bis 19. Januar 1939)

ZUM GEDÄCHTNIS



Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany  
Copyright 1939 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart  
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart  
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

<b>Ansprache von Pfarrer Karl Fueter</b>	
bei der Trauerfeier im Fraumünster Zürich .....	7
<b>Ansprache von Prof. Dr. Robert Faesi</b>	
bei der Trauerfeier im Fraumünster Zürich .....	15
<b>Ansprache von Prof. Dr. Charly Clerc</b>	
bei der Trauerfeier im Fraumünster Zürich .....	23
<b>Ansprache von Dr. Ernst Zahn</b>	
bei der Trauerfeier im Fraumünster Zürich .....	27
<b>Ansprache von Prof. Dr. Gottfried Bohnenblust</b>	
bei der Gedächtnisfeier im Berner Rathaussaal.....	30
<b>Ansprache von Dr. Esther Odermatt</b>	
bei der Gedächtnisfeier im Zürcher Rathaussaal .....	45
<b>Ansprache von Dr. Ernst Zahn</b>	
bei der Gedächtnisfeier in der Kirche Herzogenbuchsee.....	55
<b>Prolog von Heinrich Fischer als Epilog.....</b>	<b>61</b>



Ansprache von  
**Pfarrer Karl Fueter**  
bei der Trauerfeier im Fraumünster zu Zürich  
am 23. Januar 1939

Menschliches Wesen,  
Was ist's gewesen?  
In einer Stunde  
Geht es zugrunde,  
Sobald die Lüfte des Todes drein wehn.  
Alles in allem  
Muß brechen und fallen;  
Himmel und Erden,  
Die müssen das werden,  
Was sie gewesen vor ihrem Bestehn.

Alles vergehet,  
Gott aber stehet  
Ohn' alles Wanken,  
Seine Gedanken,  
Sein Wort und Wille hat ewigen Grund.  
Sein Heil und Gnaden,  
Die nehmen nicht Schaden,  
Heilen im Herzen  
Die tödlichen Schmerzen,  
Halten uns zeitlich und ewig gesund.

Kreuz und Elende,  
Das nimmt ein Ende.  
Nach Meeresbrausen  
Und Windessausen  
Leuchtet der Sonnen erwünschtes Gesicht.  
Freude die Fülle  
Und selige Stille  
Darf ich erwarten  
Im himmlischen Garten:  
Dahin sind meine Gedanken gericht't.

(Paul Gerhardt)

Wir lesen aus dem Lukas-Evangelium (8, 5. 8. 9. 11. 15):

Es ging ein Säemann aus zu säen seinen Samen,  
und indem er säete, fiel etliches auf ein gutes Land,  
und es ging auf und trug hundertfältige Frucht.

Es fragten ihn aber seine Jünger und sprachen,  
was dies Gleichnis wäre.

Er aber sprach:

Das ist das Gleichnis.

Der Same ist das Wort Gottes.

Das aber auf dem guten Land sind,  
die das Wort hören und behalten  
in einem feinen, guten Herzen  
und bringen Frucht in Geduld.

\*

Liebe Leidtragende!

Hochansehnliche Trauerversammlung!

Wir sind hier zusammengekommen zum Abschied von

Frau Maria Waser,

die am 19. Januar in der Morgenfrühe entschlafen ist,  
nachdem sie noch letztes Jahr am 15. Oktober ihren sechs-  
zigsten Geburtstag hat feiern dürfen.

Zum Abschied! Und nicht — wozu wir versucht sein  
möchten — zur Menschenverehrung. Das verbieten uns  
dieser Raum und das Wesen der Frau, die wir lieb hatten  
und um die wir trauern, aber auch die Majestät des To-  
des — sagen wir lieber die Nähe der Ewigkeit; denn



heute beachten wir alle jenes geheimnisvolle Tor, vor dem jedes Leben endet und durch das sie still hindurchgeschritten ist.

Aber etwas dürfen wir beim Abschied. Wir dürfen bekennen, daß wir durch ihren Hinschied ärmer geworden sind. Eine Lücke, ein weiter leerer Raum ist entstanden, seit ihre lebensvolle Wirklichkeit nicht mehr unter uns weilt. Es ist beklemmend, daß wir ihre Stimme nicht mehr hören sollen und daß ihre Augen für diese Welt auf immer geschlossen sind. Wir alle entbehren sie schmerzlich — die Familie, die Freunde und Bekannten, die Schriftsteller und die große Lesergemeinde, die sich aus Männern und Frauen der älteren und der jüngeren Generationen zusammensetzte, die Sichern und die Suchenden und mit uns Schweizern viele Ausländer und bei allen ganz besonders jene, die für die Frauenwürde Ehrfurcht empfinden.

Jesus Christus führt uns in seinem Gleichnis vom Säemann vor ein Kornfeld. Der Same „fiel auf ein gut Land, und es ging auf und trug hundertfältige Frucht“. Ein wundervolles Bild, dieses gelbe Kornfeld mitten im grünen Wiesland, von Sonnenglanz überflutet. Aus der Erde zieht das Korn die Kraft, und zugleich bedarf es des Himmels Segen in Regen und Sonnenschein: so verlor die Entschlafene nie den Zusammenhang mit dem heimischen Boden und nahm zugleich bewußt entgegen, was von oben an Gottes Kraft ihr geschenkt wurde. Darum auch — wie der Bauer, der einstige Säemann sich am Kornfeld freut, freuten wir uns an ihr und sahen auf die köstliche Frucht, die sie uns schenkte. Wie des Bauern Seele durch das Wachstum der Saat mit Hoffnung erfüllt wird, so schauten wir erwartungsvoll auf sie und ihre Ga-



ben. Wie der Bauer mit Stolz seinen Acker prüft und zugleich weiß, daß die Frucht nicht sein Werk ist, sondern Gottes Segen, so nahmen wir sie und ihr Werk, wie eine Schweizer Schriftstellerin zu ihrem 60. Geburtstag schrieb, als „ein Geschenk der Güte aus Gottes Vaterhand an das gesamte Schweizervolk“ entgegen und waren zugleich stolz auf sie, weil sie unserem Boden entstammte und eine von uns war, ein Glied unserer Volksgemeinschaft, der sie Treue hielt.

Guter Same war auf gutes Land gefallen, und — so dürfen wir wohl in Erweiterung des biblischen Gleichnisses sagen — was Gott ihr gab, „behielt sie in einem feinen guten Herzen und brachte Frucht durch Geduld“.

Ein guter Same: In die Schönheit und den Zauber der göttlichen Schöpfung, in die Wunder der Natur wurde sie durch ihren Vater, Dr. Walther Krebs, eingeführt, der nach ihrem eigenen Urteil ein Arzt war „mit allen Kräften und aus ganzer Seele als ein liebender und weiser“. Er lehrte sie die Pflanzen kennen, auf Vogelstimmen achten und die Sterne unterscheiden. Durch ihr ganzes Leben und bis in ihre letzte Veröffentlichung begleitete sie diese Liebe zur Natur, dies Bedürfnis nach Naturverbundenheit. Bei der Mutter aber, Frau Marie, geb. Schüpbach, die sie bis zum zwölften Lebensjahr selber unterrichtete, wurde in sie hineingelegt, was Schönheit des Herzens und des Geistes ausmacht bis zu den wertvollsten Gütern geistiger Kultur. Das fand im humanistischen Gymnasium zu Bern unter Rektor Finsler, im Hochschulstudium in Bern und Lausanne, das mit dem Doktordiplom abgeschlossen wurde, im zweijährigen Aufenthalt in Florenz und in



nachfolgenden Studienreisen Abschluß und Krönung, so daß auch Hellas und Kunst für immer Bestandteile ihres Wesens wurden.

Und den guten Samen bewahrte sie in einem „guten und feinen Herzen“. Das merkten die jungen Schweizer Autoren, als die Entschlafene während fünfzehn Jahren die Zeitschrift „Die Schweiz“ redigierte. Das merkte die Familie, als sie sich mit dem Zürcher Archäologen Otto Waser verheiratete und ihr zwei Söhne geschenkt wurden, die seither wieder ihre eigenen Familien gründeten. Das merkten alle jene Leser ihrer Bücher, die nicht nur Begebenheiten, sondern das Wesen der Verfasserin in ihren Werken suchten. Das merkten Ungezählte, die schriftlich oder mündlich sich Seelsorge heischend an sie wandten und sich vielfach an sie klammerten und gegen die sie sich in der Güte ihres Herzens nicht wehren konnte. Das merkten die Frauen und alle, die für einen großen Gedanken oder eine nötige Hilfe bei ihr Unterstützung suchten. Denn der Geist des väterlichen Doktorhauses hatte dazu geführt, daß sie „sich überall dort heimisch fühlen konnte, wo es großzügig und weitherzig zugeht“.

Und sie hat es nicht leicht gehabt! Wohl fehlten nicht die Ehrungen und Anerkennungen aller Art. Ihr 60. Geburtstag wurde mit seltener Anteilnahme im ganzen Schweizerland gefeiert, und erst vor einem Monat erhielt sie in feierlicher Sitzung im Zürcher Rathaus den Zürcher Literaturpreis, wobei niemand ahnte, wie sehr sie ihre Anwesenheit und ihre Worte körperlicher Schwäche abringen mußte! Auch viele andere Auszeichnungen wurden ihr zuteil; zwei seien auf besonderen Wunsch hier erwähnt: die Ehrenmitgliedschaft der Freistudentenschaft



der Universität Bern und das Ehrenbürgerrecht ihrer einstigen Heimatgemeinde Herzogenbuchsee.

Aber wer ihre Heiterkeit bewunderte, wer das Zusammensein mit ihr als ein Fest empfand und durch ihren Einfluß das Gute in sich selbst gestärkt fühlte, übersah leicht, daß es bei ihr viel Geduld brauchte — Geduld im Sinn der Bibel, die das Wort noch im ursprünglichen Sinn von Dulden, Tragen, Ertragen verwendet. Ihre Heiterkeit war nicht durchaus Naturanlage, sondern zu einem guten Teil erworben. Ihr Drüberstehen kam nicht von selbst, sondern als Ergebnis inneren Kampfes und vielfachen Verzichtes. Sie stand im dreifachen Beruf der Gattin und Mutter, der Schriftleiterin und der Schriftstellerin. Die Schöpfungen ihrer Phantasie drängten oft unwiderstehlich ans Licht, während sie menschlich bereits aufs stärkste in Anspruch genommen war. Sie sagt selbst, daß die „Wirklichkeit eine harte Hand“ hat. „Arbeitsschwere Tage türmen sich auf durchwachte Nächte und arbeiterfüllte Nächte auf durchsorgte Tage.“ Sie wußte, was „übernächtigt brennende Augen, ein schmerzgebeugter Rücken, schmerzende Füße und müde Hände“ sind, wenn es galt, „sich ganz und gar auf das Wesentliche einstellen, alles Überflüssige aus dem Lebensplan streichen, das eigene Wohlbehagen vorab“ und dann doch „mit der feinsten Anpassung an die Umwelt die unbeirrbar Treue gegen sich selbst zu vereinigen“ und „bei sich selber jener Stimme die erste Stelle einzuräumen, die aus dem Herzen dringend als die göttliche empfunden wird“.

Sie wich nicht aus, sondern hielt stand in dulddender Kraft und erlebte das Wunder der Reife gerade durch dieses Aushalten. „Der inneren Mühsal“, schreibt sie, „ent-



wuchs das innere Glück.“ Sie erkannte, daß wir alle in eine umfassende Ordnung hineingestellt sind. Nicht Zufall, nicht blindes Schicksal regiert den Menschen, sondern eine Ordnung der Weisheit, ja noch mehr — der Liebe. Bis ins kleinste hinein zeigt sich eine höhere Hand in unserem Leben. Wir werden von Station zu Station geführt, wenn wir auch erst bei der Rückschau innwerden, daß nichts von ungefähr kommt.

Aus diesem Glauben wuchs sie zu jener Liebe empor, die „nicht bei dem Wunsch stehenbleibt, die geliebten Menschen glücklich zu machen, sondern die das bessere Ziel kennt, sie glücklich zu wissen, einerlei, woher ihnen das Glück kommt“. Aus diesem Glauben ging sie freudig dem Alter entgegen und schrieb: „Die späte Jahreszeit bleibt mir die liebste, und auch an dem nun aufziehenden Lebensherbst sehe ich mehr Gold als Nebel, so daß es mich noch bisweilen gelüstet, ein Buch zu schreiben über die Wonnen des Altwerdens.“ Aus diesem Glauben sah sie tapfer und ohne Bitterkeit dem nahenden Tod klaren Bewußtseins entgegen. „Der Bogen schließt sich“, bekannte sie. So schwer es ihr bei ihrer Liebe zum Leben und des Lebens Buntheit wurde, hatte sie den „Mut zur Tragik“, den sie einst ihren engern Landsleuten nachgerühmt hatte. Hatte sie sich nach ihrer ersten Operation noch aus dem Krankenhaus hinausgesehnt, sprach sie in der zweiten Behandlung nie mehr davon, sondern nur noch vom Ende. „Wenn alles vorbei ist, freut Euch“, schrieb sie ihrer ältesten Schwester, als sie sie auf den Ernst ihres Leidens vorbereiten wollte, und ihren Angehörigen sprach sie den Wunsch aus, um sie keine Trauerkleider zu tragen. Niemand sollte durch ihre Trauer belastet werden. „Am Ende



steht das Licht; denn ganz durchgoldet von hintergründiger Sonne erscheint vor mir die wallende Nebelwand!“

Und nun? Ist dieses wundervolle Reifwerden in Geduld nicht ein Geschenk Gottes? Ist es durch den Tod hinweggenommen? Müssen wir trauern wie die Trostlosen?

Nein! Das Ackerfeld, das gute Land, trug hundertfältige Frucht und wurde reif zur Ernte. Kein Hagelwetter ist darübergangen. Niemand hat die Saat zertreten. Mag der Acker im Augenblick kahl aussehen, so doch für uns Christen nur, weil die Stunde der Ernte gekommen ist. Schnitter ist aber nicht der grausame Tod, wie alte Bilder ihn uns als unerbittlichen Sensenmann darstellen, sondern der gleiche Arm, der sie im Leben reich beschenkt hat und der in Freud und Leid des Alltags und in allen Anfechtungen sie aufrethielt, hat die reife Garbe eingeholt in die ewigen Scheunen. „Du wirst im Alter, d. h. in der Reife zu Grabe kommen, wie Garben eingeführt werden zu seiner Zeit“, heißt es im Buch Hiob. Wir wissen sie in Gottes Hand. Sie ist in die Ewigkeit Gottes hinübergewachsen und vom Glauben zum Schauen gedrungen.

Darum — weil auch wir diese Stunde nicht erleiden wollen, ohne uns von diesem Arm gehalten zu wissen — danken wir Gott für alles, was sie empfangen und gegeben hat, danken für alles, was wir durch sie geschenkt erhielten. Möge es für uns alle im Vertrauen auf unsern Herrn Jesus Christus heißen:

„Am Ende steht das Licht!“



Ansprache von  
**Prof. Dr. Robert Faesi**

bei der Trauerfeier im Fraumünster zu Zürich

Im Auftrag der Schweizerischen Schillerstiftung gedenke ich Maria Wasers, im Auftrag also einer Stiftung zur Pflege unseres Schrifttums, die den ungewöhnlichen Gaben der Dahingegangenen mehrfache Ehrungen zuteil werden ließ. Eine Schweizer Dichterin, die kaum ihresgleichen hatte, bestatten wir. Aber als Schweizer Dichterin lebt Maria Waser unter uns fort.

Ihr Lebenswerk mutet uns an wie einer der vollbelaubten, von gesunden, nährhaften, herb-süßen Früchten behangenen Obstbäume in den Gauen ihrer Heimat. Unterm reichen Geflecht des Blattwerks gewahren wir immer den Stamm als die tragende und gestaltende Mitte: Ihr Menschentum, ihre Persönlichkeit, aus deren still und stetig strömendem Kraftquell der Farben- und Formenreichtum ihrer poetischen Gebilde sich nährt.

Recht im Herzen der Schweiz wurzelt dieser Stamm. „Lebendiges Schweizertum“ durfte sie guten Gewissens ihr Bekenntnis zum Vaterland betiteln, da sie selber ja im besten Sinne lebendiges Schweizertum verkörperte. Das kräftigschwere Erdreich des ländlichen Bernbiets ist ihr fruchtbarer Nährboden. Was sie ihm an spendender Fülle, an Kraft und Substanz verdankt, davon zeugen beglückend ihr Heimatbuch „Land unter Sternen“ und ihr „Sinnbild des Lebens“.



Das Wichtige, Kernige des Bernerschlags ist aber bei Maria Waser gemildert ins fraulich Zartere und verfeinert ins Geistige; denn unterm Dach des väterlichen Landarzt-hauses von Herzogenbuchsee atmete die junge Maria Krebs die wohltuende Luft alter kultureller Überlieferung und großzügigen, vorurteilslosen Menschentums. Früh schon lernte sie es, sich dem Geistigen und Künstlerischen, dessen feinsinnige Deuterin die phantasievolle, lebens-warme Mutter war, mit der gleichen ehrfurchtsvollen Hingabe zu widmen wie den Wundern der Natur, welche der die Geheimnisse des Daseins erforschende Vater seinen Kindern erschloß.

All dies wurde dem regen Geist der Aufwachsenden dauernd zur Lebensnotwendigkeit. Der Historie und Literatur galt ihr Universitätsstudium, der Kunst-geschichte ihr privates. Geschult und urteilssicher hat sie sich auch später wieder in den Dienst wissenschaftlicher und kritischer Betrachtung gestellt: hat als Kunstschrift-stellerin dem urtümlichen Malergenie ihrer eigenen Heimat und Epoche, Ferdinand Hodler — mit dem verwandt zu sein, den von früh an zu kennen sie das Glück hatte — ein Denkmal gesetzt. Und ein anderes, als Literarhistori-kerin, dem geschmeidigen und beweglichen Geist Josef Viktor Widmanns, der ihrem eigenen aufblühenden Talent ein wahrer Schutzgeist gewesen war. Es ist, als hätte sie von ihm, dem geistigen Mittelpunkt Berns und führenden Kritiker der damaligen Schweiz, die Auf-nahmefähigkeit und begeisterungsbereite Einfühlungs-gabe geerbt.

Sie ersprießlich anzuwenden hatte sie schöne Gelegen-heit als Redaktorin der damals blühenden Kunst- und



Literaturzeitschrift „Die Schweiz“. Die Übernahme dieses Amtes gab dem jungen Leben der Maria Krebs die entscheidende Wendung: es führte die Bernerin nach Zürich. Und in Zürich sollte ihr, als sie sich mit ihrem Kollegen Otto Waser 1905 fürs Leben verband, auch die Erfüllung ihres Frauen- und Muttertums gegeben sein. 27

Unsre Stadt wurde dauernd ihre neue Heimat. Freilich hat sie sich nur langsam und nicht ohne innere Widerstände eingelebt, wie sie unlängst noch, in ihrer berndeutsch gehaltenen Rede bei der Entgegennahme des Zürcher Literaturpreises, gestand. Niemals gab sie, und wir heißen es gut, ihr Bernertum auf. Vielleicht hat es sich sogar in der geheimen Reibung an unsrer Art gestärkt und erprobt. Aber wir Zürcher wagen auch zu hoffen, daß die helle, rege und geöffnete Stadt einen bestimmenden Einfluß auf Maria Wasers inneres Wachstum ins Hohe und Weite ausgeübt hat. Kein Zweifel, diese Verpflanzung aus ihrem Gau in den unsern hat sich für die Dichterin wie für uns als sinnvoll und fruchtbar erwiesen.

Schon ihr erster großer Roman ist das Ergebnis des überzeugten und durch das Gelingen vollbelohnten Willens, ihre Wurzeln in die tiefern Schichten der Zürcher Tradition zu senken. Sie tat es an der nächstliegenden Stelle, erzählt doch „Die Geschichte der Anna Waser“ ein Frauenschicksal, ein Künstlerlos, das den Familiennamen ihres Gatten, ihren neuen Namen also, trägt. Das mutet uns an wie ein Sinnbild für den Anteil Maria Wasers an Zürcher Art und Kunst.

Hier drängt es sich auf, im Namen des Lesezirkels Hottingen dankbar in Erinnerung zu rufen, wie sie die Veranstaltungen dieser literarischen Gesellschaft, der ihr



Gatte von jeher nahegestanden, mit ihrer anmutigen Geselligkeit, ihren geistvollen Reden und Vorträgen und in den letzten Jahren auch durch ihren Rat als Vorstandsmitglied belebte und förderte.

Von der geistigen Kameradschaft mit ihrem gelehrten Lebensgefährten künden auch die aus gemeinsamer Griechenlandfahrt erwachsenen Aufzeichnungen „Der heilige Weg“ — ein Bekenntnis zu Hellas, wie der Untertitel es sagt. Der Schweizererde und dem deutschen Sprachgeist die Treue haltend, hat sie ihre Persönlichkeit bewußt im Sinne des Klassischen und Humanistischen gebildet. Schon in der Berner Gymnasialzeit wurde unter der begeisternden Führung ihres Rektors Georg Finsler ihre Liebe zur Antike geweckt, der Grund zu jenem Humanismus gelegt, der ihr Wesen (im geistig-wissenschaftlichen wie im menschlichen Sinne) je länger je tiefer formte und wie nichts anderes der großen selbstverständlichen Menschlichkeit ihres Charakters entgegenkam.

In dem Maße, wie sich ihr Dasein äußerlich und innerlich bereicherte, gewann das Lebenswerk der Erzählerin an Fülle und Geschlossenheit. Es rundete sich ihr um den Mittelpunkt der eigenen Persönlichkeit. Noch wo sie den Schauplatz in räumliche oder zeitliche Ferne verlegt, wie in den Novellen aus drei Jahrhunderten „Von der Liebe und vom Tod“ oder der florentinischen „Wende“, spüren wir die Nähe ihres eigenen Herzens und Schicksals. Und um wieviel mehr dort, wo das Miterleben aus persönlicher Freundschaft ihr die Feder in die Hand drückt und sie zur literarischen Porträtistin macht, wie in der „Begegnung am Abend“: der Begegnung mit dem Arzt und Forscher Constantin von Monakow, den Maria



Waser mit unermüdlicher Hingabe und Einfühlung auf seinen geistigen Wegen begleitete.

Ihre Romane sind nicht so sehr ein sachlicher Weltspiegel als vielmehr Spiegelbilder der Welt in ihrem subjektiven Empfinden, in einer Seele freilich von seltener Reinheit und Empfänglichkeit. „Die faßbare Erscheinung der Dinge ist uns weniger wichtig als ihr innerlich begründetes Sein, und das, was sie sind, bedeutet uns weniger als das, was sie meinen; denn es ist in uns, daß wir nach dem Sinn suchen müssen und werten“, hat sie selber einmal bekannt. Und das ist das Weibliche an ihrem Schaffen, daß sie den Gang ihrer Erzählungen mit ihrem immer lebhaften, innigen und hochflutenden Gefühl durchströmt.

Die Frauen insbesondere haben Grund, auf Maria Waser stolz zu sein, hat sie doch wie kaum eine andere zeitgenössische Schriftstellerin lebenswahres, reines Frauen- und Mädchentum in ihren Büchern sichtbar gemacht. Und ihr schöner an der „Saffa“ gehaltener Vortrag über „Die Sendung der Frau“ zeugt von der tiefen Verantwortlichkeit, die sie der Frau und Mutter zumißt. Es ist ein Hohes Lied des Frauentums, das von dem Reichtum, der Liebeskraft und Güte, die dem Wesen der wahren Frau innewohnt, dankbar Zeugnis ablegt. „Frauenwerk hat kein Ende — Haus, Familie, Beruf, wenn das eine bestellt ist, wartet schon immer das andere“ — diese Erkenntnis liegt fast allen ihren Büchern zugrunde.

Und Frauenschicksale, ihrem eigenen näher oder ferner verwandt, Gestalten von jungen Mädchen, Liebenden, Duldenden, innerlich Reifenden sind ihre wertvollsten Gaben. Für Anna Waser, die stolze, herbe und doch innerlich leidenschaftliche und hingebende Künstlernatur, gilt wie



für das Rehlein, jene anmutige Mädchengestalt der „Narren von gestern“, und für Frau Elisabeth, seine Mutter, „daß es allein die große Liebe ist, die die hellen, die freien, die starken Mädchen zu Frauen macht, und daß die große Liebe nicht erjagt und nicht erzwungen wird, daß sie wachsen muß und aufblühen wie jedes Wunder Gottes“. Was ihnen Adel und Reinheit verleiht, das ist die Ungebrochenheit und Eindeutigkeit ihres Gefühlslebens, der Mut zum vollen Einsatz, und wenn sie es auch wie Anna Waser mit dem Preis ihres Liebesglückes oder wie das Rehlein mit dem Leben bezahlen müssen. „Wende“, „der Roman eines Herbstes“, ist die stillklare Elegie des eignen sich neigenden Lebens der Dichterin, und was sie darin von Peregrina sagt, gilt für sie selbst: „Nachdem aber ward es ihr gegeben, die Welt mit so wachen Sinnen zu erfassen, daß nichts Bedeutendes in ihr verloren ging, und alles, was jemals zur Gegenwart durchgedrungen war, blieb ihr gegenwärtig, und was sich jemals eingewurzelt, wuchs in ihr weiter. Es gab keine dürren Zweige, keine verblaßten und verblättern Blüten im Strauße ihres Lebens, und wenn sie diesen an ihr Gesicht hob, zeigte es sich, daß keine der Blumen etwas von der Frische des Eigenduftes verloren hatte, so lebendig erhielt ihre Traumkraft jegliche Erfahrung. Deshalb gab es für sie kein Wiedersehenswunder, bloß ein frohes Neusehen des einst Erlebten, Unverlorenen.“

Diese Fähigkeit schenkte ihr und uns auch ihr letztes großes Prosawerk „Sinnbild des Lebens“, darin sich ihr eigenes Erdenwallen ins Allgemeine weitert und verklärt — eine Bestätigung von Heinrich Federers Lob: „Etwas Läuterndes geht durch all ihr Singen und Sagen.“ Jene



Erkenntnis aber, die ihrem Vater, dem Arzt und Naturforscher, in seinen letzten leidbeschatteten Lebensjahren gegeben war: „daß Einheit, daß Einigkeit mit dem Gesetz unser Ziel, daß in der Übereinstimmung des innern und äußern, des persönlichen und des Weltwillens allein die wahre, immer neu zu erkämpfende Glückseligkeit des Menschen, dieses Mittlerwesens zwischen Erde und Geist, liege“ — wurde ihre eigene tiefe Überzeugung. In den Spiegel der Erinnerung blickend, preist ihre Peregrina: „Du wahrer, du wahrster Spiegel! Du zeigst uns nicht die trügerischen Deutlichkeiten des Augenblickes . . . Du zeigst nur, was das Schicksal mit uns meinte, Umriß, Grundlage, Vorbild, und daß wir Nebel sind und Unklarheit, solange wir wandeln . . . Aber hinter uns steht das unwandelbare Bild dessen, was wir sein werden!“ — „Wie groß ist der Tod“, meditiert sie vor einem Totenlager, und als des Lebensweges Ziel nennt sie die „Heimkehr“. Heimkehr konnte für Maria Waser, die das tiefe Wort geprägt hat, daß „Heimat kein örtlicher Begriff ist, sondern ein Verhalten des Herzens“, nichts anderes bedeuten als das Heimfinden zu Ursprung und Mündung allen menschlichen Seins.

Diese Heimkehr ist nun ihr letztes Erlebnis geworden. So innig sie im „Land unter Sternen“ wurzeln mochte, dem Land über den Sternen war ihr Sinn von je und immer wacher zugekehrt. So klingt es noch aus den herbstlichen Strophen der vom letzten Leiden der Dichterin leise überschatteten Blumengedichte:

„Daß dich das große Dunkel nicht zerbricht . . .  
Halt dich ans andre Licht, ans andre Licht.“

Hingebend und tapfer ist Maria Waser die Scala Santa, die heilige Treppe des Lebens, sternenwärts hinaufgeschritten und hat uns auf den Stufen zu unsrer Tröstung und Erhebung ihre Werke und das Erinnerungsbild ihrer Gestalt zurückgelassen.



Ansprache von  
Prof. Dr. Charly Clerc

bei der Trauerfeier im Fraumünster zu Zürich

La Société des Ecrivains suisses me charge de dire à la famille non seulement l'admiration que nous avons eue pour Maria Waser, mais encore l'immense affection qu'en tout temps elle nous a inspirée. Ce regard, cette chaleur de la voix, cette beauté du geste, comment oublier tout cela, comment oublier cette grâce ?

Dichten heißt für mich heimkehren, a-t-elle écrit un jour. Alors que, pour d'autres, poésie équivaut à évasion, à quête d'un refuge lointain, parmi les marbres, les nuages, les dieux morts . . . , pour elle c'est le retour au petit monde de l'enfance, des parents, du lieu natal. Rien de tout cela pour elle ne fut jamais émoussé, rien n'a perdu de sa couleur, de sa saveur, ni les gens ni les choses, ni les premières joies, ni les premières souffrances.

Cette maison de l'enfance, où régnaient ensemble le devoir quotidien et la poésie, le souci du bien-être des autres et le respect de leur cœur. Cette maison de là-bas, qu'elle évoque en tête d'une de ses nouvelles: la façade côté bibliothèque, recueillie, sobre, un peu mystérieuse, regardant les sapins, et la façade côté salle à manger, avec des roses en plein soleil. Vous tournant vers cette demeure, Maria Waser, c'est votre image de petite fille, votre image de femme et de poète que vous retrouviez!

Ici, je me plais encore à évoquer le pays des grands



toits protecteurs, et, sous leur auvent, le sourire des géraniums. Je pense à cette terre bernoise du Plateau, à égale distance des Alpes et du Jura, où nous allons chercher le cœur de la Suisse; où il y a plus de ciel et de champs qu'en d'autres districts; où s'étendent des bois austères, oui, mais où les vergers semblent toujours un plaisir de Dieu. Je me dis que tout cela vous a formée, Maria Waser, que vous y avez puisé tout ensemble le sens de l'intime et le sens du grandiose que l'on retrouve dans vos livres.

Qui dira jamais le bienfait d'une adolescence heureuse? Non seulement pour l'être à qui fut départi ce privilège, mais pour tous ceux et celles que cet être, dans la suite des jours, rencontrera. Il y a là un capital que rien ne diminue, et comme, dans le cas particulier, cette richesse a été mise en volumes, qu'elle est devenue mémoires et poésie, nous en demeurons tous, avec les proches de Maria Waser, les bienheureux dépositaires.

Découverte d'un village, d'un gros village de chez nous; découverte de la campagne alentour; découverte de la souffrance humaine sur un petit espace de ce monde. Et puis, c'est elle qui nous le raconte, l'horizon s'est élargi, l'âme s'est enrichie. Ah, la fraîcheur de ces pages, dans le Sinnbild de Maria Waser..., quand elle nous dit le premier «voyage» à Berne, la première vision de Thoune, du lac des Quatre-Cantons; et encore ce passage du tunnel de Chexbres (qu'on voudrait faire lire aux enfants de toutes nos écoles), quand elle vit pour la première fois le pays romand...; cette arrivée dans un village où l'on parle une autre langue, mais qui est encore la patrie, délicieusement la patrie. Ce champ de pavots, à Montricher, le premier que vous ayez vu, et qui vous fut, comme vous dites, un



embrasement du cœur! Car chaque progrès dans la connaissance du sol lui est un progrès dans l'attachement. Ah, cette qualité d'émotion, toujours, cette qualité d'enthousiasme, à chacune de ses découvertes!

Que de richesses encore lui furent accordées — avant celles que lui donna le foyer nouveau —! Dans le village natal, elle apprend à connaître les humbles, mais elle voit passer, elle voit entrer dans la maison paternelle un Hodler, un Widmann, qui l'introduisent, sans même qu'elle ait aspiré à cette chance, dans les lettres et dans la peinture d'aujourd'hui. L'art et l'humanisme, les provinces de la pensée et de la plastique, Socrate, Platon, Homère, le monde lointain des îles, des acropoles, ces réalités lui deviennent proches, lui deviennent aussi la maison, car elle eut le rare bonheur d'y être introduite par un initié.

Renan a écrit: «La valeur morale de l'homme est en proportion de sa faculté d'admirer.» Le seul trait sympathique d'un médiocre, Maria Waser s'entend à le saisir. La petite étincelle de bien qui peut luire en n'importe lequel de nous, elle sait bien que c'est l'essentiel. Sensible aux petites choses de l'homme, oui, comme toute romancière, mais elle est certaine qu'il y a autre chose. Aussi sont-ce des romans de rénovation spirituelle qu'elle écrit; et ce qui aide à cette rénovation, ce sont les biens qu'elle-même a reçus, ceux de l'enfance heureuse, ceux de l'art, de l'humanisme, de la culture.

Nous bénissons le ciel de pouvoir garder le souvenir d'une âme pareillement généreuse, maternelle. Cet adjectif-là, à propos d'elle, combien de fois fut-il écrit ou prononcé, et ceux-là mêmes l'ont prononcé, qui ne l'avaient jamais vu e.



Mais nous qui l'avons vue! La première fois que je l'ai rencontrée, c'était à une réunion des Ecrivains suisses, à Burgdorf, à Lützelflüh, dans la lumière d'un printemps incomparable... Cette expression lumineuse, aimante... Je la revois lisant des poèmes à Genève, dans la «salle des abeilles» de l'Athénée. Je la revois dans les réceptions du Lyceum-Club, de ce Lyceum où elle est aujourd'hui si regrettée. Je la revois enfin, telle que les journaux illustrés nous l'ont montrée, il y a de cela quelques jours, dans la salle du Rathaus, avec ce geste exquis de la main, ces grands yeux pleins de bonheur, alors que, dans son dernier discours public, elle parlait à son pays en *b ä r n d ü t s c h*. Là, comme toujours, entourée, admirée... *Der Dichtende ist niemals allein*, a-t-elle dit encore. Quand je pense combien d'autres ont exalté la solitude éternelle du poète!

Au revoir, Maria Waser. Je vous dis «au revoir» au nom de ceux qui croient à un Au delà, comme au nom de ceux qui n'y peuvent croire. Car nous tous, nous vous reverrons. Nous ne vous laissons pas seule; nous ne pouvons pas vous laisser seule. Vos livres continuent à nous peindre votre adolescence, à nous parler des belles rencontres de votre cœur; les aspects du votre passé se confondent avec les aspects du nôtre. Vous l'accueillante, la maternelle, la pleine de grâce, oui, il faut oser le dire: *gratia plena*. Votre maison de là-bas nous appartient, avec la façade recueillie, grave, mystérieuse, et avec la façade au grand soleil, couverte de roses, qui regarde la route par où, bien souvent, nous reviendrons vers vous. *Der Dichtende ist niemals allein*.



Ansprache von

**Dr. Ernst Zahn**

bei der Trauerfeier im Fraumünster zu Zürich

Verehrte Trauerversammlung!

Liebe Freunde!

Es liegt im Gesetz der Natur, daß man im Alter fast täglich Abschied nehmen muß; aber man wundert sich darüber und grämt sich weniger, wenn man sich daran erinnert, daß unser Leben überhaupt nur ein Vorübergehen, ein Zur-Miete-Wohnen in Schlössern, Häusern, Hütten, ein in Liebe, Ehe, Freundschaft eine Weile Verbundensein, ein Wunsch, ein Ansturm zum Erfolg und ein ewiger Niederstieg in die Armut des Herzens ist. Und man tröstet sich erst recht, wenn man bedenkt, daß es Menschen unter uns gibt, die vermöge ihrer inneren Werte, Adel der Gesinnung, Anmut des Wesens, Klugheit der Seele wie des Geistes uns Rast und Wanderung auf Erden mehr oder weniger lang zu verklären vermögen. Zu diesen Bevorzugten, diesen Helfern und zeitgebundenen Erlösern gehörte Maria Waser. Der Sprechende durfte seine Bekanntschaft, dann seine Freundschaft mit ihr in weiten Zeitabschnitten erleben. Er erinnert sich, wie zu Beginn seiner eigenen Laufbahn, da Josef Viktor Widmann ihm als ratender Freund zur Seite stand, dieser ihm einst mit dem Feuer, dessen er fähig war, die körperliche und seelische Anmut einer jungen Studentin, Maria Krebs, rühmte. Er erinnert sich, wie er auf der Redaktionsstube der Zeitschrift „Die Schweiz“ zum erstenmal persönlich mit Maria



Waser zusammentraf und in den schönen Bann ihres sprechenden Auges, ihres herzwarmen Wesens und ihrer klugen Bewußtheit trat. Er ist vielleicht einer der letzten Autoren, denen damals die Redaktorin ihr Blatt zur Heimat machte. Es ist ihm im Augenblick, als habe er Grüße aus einer anderen Welt zu bringen, als wisse er die Widmann, Federer, Lienert und viele andere hinter sich mit geneigten Häuptern stehen, trauernd unter Trauernden. Er erinnert sich aber weiter der ersten Beweise persönlicher, menschlicher Gewogenheit, deren Maria Waser ihn würdigte, jener Brücken, die zu einer tiefen, an seelischer Bewußtheit mehr als an äußern Taten reichen Freundschaft führten. Er gedenkt in diesen Tagen mit Ergriffenheit jener festlichen Höhepunkte seines eigenen Lebens, da Maria Waser ebenso mutig wie gütig, ebenso wirksam wie künstlerisch edel für ihn selbst und sein Werk eintrat. Mit tiefer Erschütterung aber läßt er seine Gedanken auf den letzten Grüßen ruhen, die Maria Waser ihm sandte, ihrem letzten Buche mit ihren Schriftzügen und ihrem letzten Briefe. Und er sieht die edle Frau vor sich, deren höchste Tugend Anmut war, sieht sie wandeln mit Schritten, in denen das schöne Gleichmaß ihres Wesens lag, begegnet dem Strahlen ihres Auges, hört den Wohlklang ihrer Stimme, und während er ihren Hingang in die Ewigkeit verfolgt, sieht er sie schon auf dem Rückweg zu uns; denn so, so, wie wir sie im Scheiden kannten, wie sie war, wenn sie uns begegnete, wie sie lebte in ihren Büchern, wie sie das Glück und die Erquickung der Ihrigen war, so kehrt sie uns wieder: Im Traum ihrer Tage den Freunden, unvergessen in ihren Werken, im Hauch einer seelischen Allgegenwart denen, für die jeder Winkel im Hause ihren Geist und ihre Liebe atmet.



Es ist nicht not, noch vieles zu sagen. Im Auftrage des Vorstandes des Zürcher Vereins für Verbreitung guter Schriften, dem die Verstorbene 22 Jahre lang angehörte und zu dem auch der Sprechende zählt, habe ich hier dafür zu zeugen, daß sie auch da, soweit es ihre Gesundheit erlaubte, viel Gutes wirkte und besonders durch ihre literarischen Gutachten die Tätigkeit des Vereins oft entscheidend beeinflußte. Die Vereinigung dankt ihr durch mich und sendet ihr mit ihren Blumen die letzten ehrfurchtvollen Grüße.

Nun aber neigen wir uns vor etwas Unsichtbarem, das uns in diesem leidvollen und doch erhabenen Augenblick umweht, dem Geiste der Abgeschiedenen. Wir sind entrückt der furchtbaren, der unerträglichen Zerfallenheit der Gegenwart, dem wüsten Alltag, der Hölle des Unfriedens, in der unsere Zeit qualmt und flammt. Aber zittern wir nicht auch im Innersten, weil wir teilhaben an jenem friedlosen Jenseits dieser feierlichen Stunde, teil an Zank und Verleumdung, an Neid und Mißtrauen, an Dünkel und Eigennutz? Menschen wie Maria Waser kannten das nicht. So laßt uns uns neigen vor ihr, der viel Besseren. Laßt uns uns neigen vor denen, die sie die ihre nannten, dem Gatten, den Kindern, den Schwestern, die ihr Andenken hüten, und laßt uns leise sagen:

Es ist kein Tod, wenn du auch stirbst,  
so deine Spur nicht schwindet,  
so du dir eine Stätte wirbst,  
die, wer dich kannte, findet,  
um dort zu fühlen wunderbarst,  
daß einer Welt du Vorbild warst.



Rede von

**Prof. Dr. Gottfried Bohnenblust**

bei der durch die Berner Freistudentenschaft am 17. 2. 1939  
veranstalteten Gedächtnisfeier im Berner Großratssaal

Als im vergangenen Jahr die A stern blühten, erschien als gemeinsames Werk zweier Berner Schwestern ein schmuckes Blumenbuch. Maria Waser bot darin zum erstenmal einen ganzen Band von Gedichten, die sich den Bildern der schwesterlichen Hand freundlich einfügten. Stille Gebilde folgten hier den Liedern auf Lilien und Rosen, die seit Jahrtausenden erklingen: sie galten A stern und Kapuzinerchen, Phlox und Vergißmeinnicht, Dahlien und Verbenen. Vom Bilde lebendigen Blühens führten die Verse leise zum Sinnbild:

Denn wenn das Dunkle siegt auf Erden  
Und Licht und Finsternis sich nimmer trennen —  
Die sanfte Blume muß zur Flamme werden,  
Und stille Herzen müssen brennen.

Bald danach feierte Maria Waser ihren sechzigsten Geburtstag. Längst war aus der fröhlichen jungen Bernerin mit den goldenen Augen die Gemahlin eines Zürcher Gelehrten geworden, der einst auch in dieser Hohen Schule die Jugend in griechische Kunst eingeführt. Die Stadt, ihre neue Heimat im Einen Vaterlande, feierte mit ihr, feierte sie und verlieh ihr ihren Dichterpreis. Und sie, die die



Mundart wie die allgemeine Muttersprache liebte, dankte den Zürchern mit einer berndeutschen Rede über den Schweizergeist. Durch alle Blätter ging damals ihr Bild, ihr herzlicher Blick, ihre mütterliche Frische, ihr ernstes Lächeln. Verwundert mochte man an den Ausklang des Blumenbuches denken:

Die weißen Schleier sinken.  
Es legt sich silberfein  
rings vor mein wartendes Fenster,  
macht alles still und rein.

Es ist wie ein zweites Blühen  
vom Himmel hergeweht.  
Die Welt wird hell und heimlich  
und heilig wie im Gebet.

Es ist wie ein anderer Frühling:  
Einst weckt' er den bunten Flor,  
mit lustigen Kindergesichtchen  
drängten die Primeln empor.

Ein Primelstöcklein heute  
an meinem Fenster träumt,  
blasse Altfrauengesichtchen  
von freundlichen Krausen umsäumt.

Es ist ein anderer Frühling,  
dem folgt kein Sommer nach.  
Mit weißen Schwingen zieht es  
leise durch mein Gemach.

Noch war der erste Monat des neuen Jahres nicht zu Ende, als derselbe Name wieder übers Land klang. Das Leben Maria Wasers war rasch zu Ende gegangen: vor unendlichen Leiden hatte sie der Tod bewahrt. Unser Volk aber, in dem sie wurzelte und das sie wieder liebte, hat sie nicht klanglos hinabfahren lassen. Die Berner Freistudenten, deren Ehrenmitglied Maria Waser mit Spitteler und Wölfflin war, haben Sie zu dieser Stunde des Gedächtnisses in ihr liebes Bern geladen, in die Stadt und in dieses ehrwürdige Rathaus, die sie beide schon zu Beginn ihres ersten Romans mit warmen Worten gepriesen. Hier ist sie als bewußtes Menschenkind lernend, ringend, wählend zu sich selber gekommen, hier ist sie auch, wie die Welschen so hübsch sagen, zeitlebens bei sich selber gewesen. Musik soll erklingen, die ihr von Jugend auf vertraut war. Ihr eigenes Wort soll laut werden. Und um der Bernerin in Zürich mit einem Worte wahrhafter und warmer Erinnerung zu gedenken, haben sie einen Berner in Genf eingeladen.

Wohl mochte ihm und vielleicht auch Ihnen scheinen, darum hätte ein anderer sollen gebeten werden. Denn in nächster Nähe sehen wir mehr als einen, der Maria Waser wohl gekannt, der in ihrem Werke zu Hause ist und ihr vielleicht äußerlich näher stand: wie ihr kraftvollster Sprachmeister, dessen sie selber ehrerbietig gedenkt.

Aber es ist allerdings eine hohe Freude, edler und fruchtbarer Menschlichkeit zu danken, wo wir ihr wirklich begegnen. Und wer Maria Waser sagt, sagt auch Bern. Es gibt über dem sichtbaren ein fühlbares, ein heimliches Bern: einen spürbaren Kreis, dessen Radian auch nach Zürich und Genf und weiterhin reichen. In ihm bleiben



auch die daheim, die anderswo zu Hause sind und anderswo das Werk ihres Lebens erfüllen.

Endlich sprechen auch wir nicht von einer Unbekannten. Seltene Begegnungen können desto mehr wiegen, desto mehr bedeuten. Selten bin ich Maria Waser begegnet: jede Stunde hat ihr klares Bild in das Gedächtnis alter Tage geprägt.

## I.

Maria Krebs, die Doktorstochter aus Herzogenbuchsee, Finslers, Toblers, Otto von Greyerz' tapfere und glückliche Schülerin, schloß ihre Hochschulstudien eben ab, als wir sie zu Anfang dieses Jahrhunderts im alten Klosterhof begannen. Von der Geschichte ging ihre eigene Arbeit aus. „Die Politik von Bern, Solothurn und Basel in den Jahren vor den Burgunderkriegen“ schilderte ihre gelehrte Erstlingsarbeit. Dann sahen wir sie schon an der Grenze von Geschichte und Dichtung: „Henzi und Lessing“ hieß die Studie, die dem Berner Verschwörer gegen die sinkende Oligarchie und des zwanzigjährigen Lessing römischer Begeisterung für seinen Untergang galt. Regelmäßig erschien die frohgemute junge Dame an derselben Stelle in Oskar Walzels Kolleg: rechts zuvorderst, aufrecht, im Scheine der innern Freiheit. Sie mußte keineswegs da sein: sie war „fertig“, sie war „frei“. Und doch studierte sie immer noch, studierte erst recht, nun da niemand mehr forderte, daß sie ihre Pflicht erfülle. Das ist das erste Bild: oft, wenn von echter und unechter Bemühung junger Mädchen um das Reich des Geistes die Rede war, ist es vor mir aufgestiegen.

Dann hatten sie weite Reisen durch Frankreich, Italien, wie später nach Griechenland geführt. Mit sechsundzwanzig



Jahren begann sie in Zürich „Die Schweiz“ zu redigieren. Fünfzehn Jahre hat sie dem Werk gewidmet. In dieser Zeit fand sie in dem andern Schriftleiter ihren Gemahl und den Vater ihrer Söhne. Daß die vornehme, unbefangene und zugleich von aller Affektation freie Zeitschrift, die ihren Namen als Vorrecht und zu Recht trug, nach dem Kriege verschwand, hat auch die Leistung der beiden Leiter mehr als billig in den Schatten gerückt. In einem winzigen Raum sieht meine Erinnerung Maria Waser wieder sitzen: inmitten manches Verdrusses völlig unverdrossen, inmitten allzu vieler weißer und grauer Bogen mit ganz und gar unverstaubter Seele. Ihre ruhige tiefe Stimme, ein dunkelwarmer Alt, belebte den Raum. Über alles Geschäft war das Gespräch erhaben, wiewohl oder eben weil sie an ihrem Orte sehr wohl auf Ordnung hielt. Der Mensch sah und fühlte den Menschen vor sich: ihre Zeitschrift ließ den Widerhall solchen Schauens und Lauschens erklingen. Scherzend hat sie sich in den letzten Monaten die Großmutter der jungen Berühmtheiten genannt, die sie damals zuerst gedruckt. Im Ernst aber hat sie auch in jene oft so undankbare Arbeit ihre helle Mütterlichkeit hineingetragen.

Der Krieg hatte sie schwer mitgenommen. Kaum war ihre erste Dichtung, „Die Geschichte der Anna Waser“, erschienen, brach der wilde Wahn aus und tobte mehr als vier Jahre lang über die Erde. Sie verstummte nicht: davon zeugt die ursprüngliche Gestalt des Jätvreni, bald danach in die Novellen „Von der Liebe und vom Tod“ eingegangen, und die leisen Erzählungen, die das große Gleichnis der Scala santa zusammenschließt. Sie hielt durch, bis ihr Gemahl Professor der Archäologie geworden



und sie in ihr Dichterhaus nach Zollikon ziehen konnte. Dort wirkte, schaffte und schuf sie in den behaglichen Räumen und in der Giebelstube, die wir aus dem letzten Bekenntnisbuche, „Sinnbild des Lebens“, kennen: über dem Lärm, nur noch Himmel und Wasser und den gelassenen Hügelzug vor Augen.

In der Mitte der Zwanzigerjahre sahen wir sie in Genf. Wir hatten unsere Genfer Gesellschaft für deutsche Kunst und Literatur gegründet: Maria Waser las als erste geladene Dichterin aus eigenen Werken. Der Nachkriegsroman „Wir Narren von gestern“ lag vor uns; die „Wende“, die Monographien und die Bekenntnisbücher standen noch bevor. Es wurde ein schöner Abend: der warme Beifall ging ihr zu Herzen. Aber die hübscheste Geschichte war ihr gleich zu Anfang auf dem alten Bahnhof begegnet. Kaum hatte sie den Zug verlassen, sah sie sich gütig besorgten Freundinnen junger Mädchen gegenüber, die ihr in der gefährlichen großen Stadt mit gutem Rate dienen wollten. Mit anmutiger Heiterkeit dankte sie: auch ihr Sohn habe letzten Herbst bei seiner Landung in der Neuen Welt so freundlichen Empfang gefunden. Was ließ die reife Frau nahe der Wende so jung erscheinen? Die Freude schaute ihr aus den Augen.

Sich freuen — weiß man noch, was Freude ist?

Sich freuen so aus tiefstem Herzensgrund:

Gesang wird deines Blutes leichte Welle,  
dein Atem Wonne, Lächeln wird dein Mund  
und Lächeln, Lächeln jede kleinste Zelle . . .

Freude, nicht Taumel, Rausch, nicht wilde Lust . . .

Nur eben Freude.



Noch kamen reiche Jahre, auch wohl Mühsal, die Einsamkeit forderte, um sich wieder in der Einheit zu finden; viel Arbeit, viel fruchtbare Sorge, viel Sonnensegen, viel lieblicher Widerhall, dann, nach dem schönen Fest auf der neuen Lebenshöhe, der Abschied.

Du Blumenjahr, o schnelle Lebensreise!  
Schneeglöcklein ehegestern, gestern Rosen  
und heute schon die blassen Herbstzeitlosen.  
Die Nebel wehn, die Stimmen werden leise.

Und nun sind es die Kühlen, Winterharten,  
die zwischen müden Blättern heimlich mild,  
Vergängliche, ein Ewiges erwarten.  
Und reden still von jenem letzten Garten  
und sind des Glaubens herzbewegend Bild.

## II.

Werk war dieses Leben: Werk der Hand und Werk des Herzens. Auf dem Grabe der Großmutter in Thun hatte das Mädchen einst gelesen: „Vielen war sie vieles, ihrem Gatten und ihren Kindern aber alles.“ Daß das möglich sei, mochte ihr ein Rätsel scheinen: das Rätsel, das ihr das Leben zu lösen aufgegeben.

Hier kann nur davon die Rede sein, daß sie vielen vieles gewesen. Aber daß sie das so konnte, kam doch mit daher, daß sie am rechten Orte alles war.

Von der stärksten Frau, die ihr außer ihrer Mutter in der frühen Jugend begegnet, erzählt Maria Waser: „Der Mensch in ihr war das Wesentliche und größer und glück-



hafter als die Frau in ihr. Darin lag die Sendung, darin lag wohl auch die heimliche Tragik ihres Daseins.“

Wer von weitem ihr Werk überblickt, möchte leicht wähnen, hier seien Erkenntnis und Bekenntnis eins geworden. In vielen Fällen wäre dem so: hier ist es anders. Hier hat der Mensch seinen eigentlichen Weg nicht verlassen und nicht verleugnet, weil es der Weg der Frau und Mutter war. Sie wollte nicht am Leben vorüberschleichen, um das Bild des Lebens zu gewinnen und zu genießen, nicht das Leben übertäuben, um über das Leben zu reden. Erfüllung ist alles; Reife ist alles; Liebe ist alles. Ehe das gedichtet werden kann, will es erlebt sein.

Leicht ist das nicht, aus erlebtem Leben erlöstes Werk wachsen zu lassen. Lustig schwingen sich die Frauenherzen im Blumenbuch:

Lustig, wie sie im Winde wehn . . .  
Lustig? Hast du recht gesehn?  
Warte! Werte nicht zu geschwind.  
Lustig? Weißt du, was Perlen sind?  
Schau genau, sieh näher, mein Kind:  
Tränende Herzen weinen im Wind.

Kurz vor dem Ende fühlte sich die Dichterin seit dreißig Jahren zum erstenmal ganz frei für ihr Werk. Der Kampf von Myrte und Lorbeer ist hier keine tragische Entscheidung des Augenblicks, sondern immer wiederholtes fruchtbares Ringen, einmalig als Sonderfall, vorbildlich als lebendige Lösung einer ewigen Aufgabe.

Von der Forschung gelangt Maria Waser zum Roman und zur Novelle, dann zur künstlerischen Darstellung eines



als Vorbild erlebten Malers, eines Dichters und eines Weisen; endlich zur Schilderung und Deutung eigenen Lebens, Werdens und Wesens.

Roman und Novelle gehen von dichterischer Verklärung geschichtlicher Gestalten zum Bild unmittelbaren Lebens über.

Mit der Geschichte der Anna Waser setzt das dichterische Werk ein. Das kurze Leben der bekannten Malerin, die genau zweihundert Jahre vor ihr zur Welt gekommen, reizte die Dichterin zur Deutung: Anna Waser war eine der merkwürdigsten Gestalten der alten Familie, in die sie selber durch ihre Vermählung trat. Auch verband sie schon Zürich und Bern in ihrem Schicksal: die Zürcherin war in Bern zur Malerin geworden; am Ende des Jahrhunderts, in dem Conrad Ferdinand Meyer die Reise des Herrn Waser zum ersten Teil seines Jenatsch werden läßt. Widerstreit von Kunst und Liebe ist ein Erlebnis, aber nicht das einzige. Die Geometer des Geistes haben es der Dichterin natürlich vorgeworfen. Aber kein Dichter ist zur Geometrie des Geistes verpflichtet. Die Liebe, der Anna die Kunst geopfert, wird enttäuscht: hier setzt der eigentliche Kampf dieses Herzens ein. Empörung oder Versöhnung ist die Frage, und der letzte Sieg gehört der erlösenden Macht.

Auch der zweite Roman, „Wir Narren von gestern“, erzählt noch fremdes Schicksal. Aber die Distanz eignen und andern Lebens ist noch geringer geworden, als sie von Anfang an war. Dichterisch und lebensnah zugleich sind die ungleichen Geschwister, das Rehlein und ihr buckliger Bruder. Weltuntergangssturm hat getobt, zerschlagen ist alle Sicherheit, zerschellt alle ruhige Form. Fluch hallt über die Erde: aber Fluch ist nie das letzte, und das



Dichterwort bittet darum, daß er am Ende zum Segen werde.

Noch persönlicher ist der dritte Roman: Not und Sinn der „Wende“, da weibliches Leben, mit Meyer zu sprechen, das Verhängnis des Ebbens spürt und der Weg die Richtung ändert. Nicht zum erstenmal ist die schwierige Frage gestellt, aber zum erstenmal in diesem Geiste: aufrecht nicht nur, sondern aufrichtig — unbefangen nicht nur, sondern tapfer. Dieses Werk hat von den drei eigentlichen Romanen am wenigsten Gerechtigkeit erfahren. Kein Wunder: unter den Lesern wissen die einen noch nicht, die andern nicht mehr, die dritten überhaupt nicht unmittelbar, worum es sich handelt. Wieder lockt die Flucht als Versuchung, wieder wird sie — in italienischer Einsamkeit — überwunden. Und hat der Weg sich auch gewendet: der Fuß wird ihn doch gehen, das Herz doch sein Ja finden. Mut und Liebe werden auch da ihren lebendigen Sinn nicht verlieren. Peregrina wird nicht die Fremde und nicht in der Fremde bleiben. „Heimkehr“ ist das letzte Wort.

Neben den Romanen stehen zwei Novellenbücher. Ihre Schwingungsweite ist größer als ihr erzählerisches Ungestüm. „Lyrisches Treten auf der Stelle“ ist es trotz Nader nicht; in schreitender Bewegung sind auch diese Gestalten, so still und innerlich auch die Kraft ist, die sie führt. Der Band „Von der Liebe und vom Tod“ fügt drei historischen Novellen aus dem 15., 17. und 18. Jahrhundert die früher entstandene „Jätvreni“ an: die bei weitem stärkste, den letzten knirschenden Haß verkörpernd, als neues Unrecht aus altem erlittenem Frevel steigend, unerbittlich, und so sein eigener Untergang.



Erzählt, dargestellt, gedeutet wird auch in den Monographien, die Maria Waser guten Geistern ihrer Jugend und ihrer Reife gewidmet hat.

Mit Hodler fing sie an. Ihr Großvater von mütterlicher Seite war des Malers Stiefvater und bescheidener erster Lehrer gewesen: der gewaltige Künstler, der das Bild der Eltern festgehalten, stand über der Jugend der Tochter als Wegweiser ins Reich der mächtigen Form. Persönliche Erinnerungen führen zwanglos zu der Frage nach dem Bernischen, Schweizerischen und Ewigen bei Hodler. Und aus überraschender Verwandtschaft wird die Frau in Hodlers Werk erfaßt: das Wurzel- und Zielhafte aller Mütterlichkeit, das denn auch in seinem Werk zurückstrahlt, aus dem Bilde Sinnbild und Vorbild zugleich formend.

Neben den Maler stellte die Dichterin den Dichter und Richter, der schützend und weisend über ihren jungen Tagen gestanden: Josef Viktor Widmann. Auch hier will sie wie bei Hodler die größern Darstellungen weder verdrängen noch entwerten. Einführung, Überschau, Einblick bietet sie in knapper Kürze, die ihr sonst weniger gemäß ist. Kein Wunder, daß sie den Zweifler und Spötter wohl versteht, daß aber ihre Liebe dem Liebevollen, Gesunden, Heitern gilt, dem Poetenherzen, der in seine dunkle Dichtung am Ende doch den göttlichen Lichtstrahl senkt.

Ganz anderes Ausmaß hat das dritte Werk dieser Ordnung angenommen: das Bildnis Constantin von Monakows, des Hirnanatomen, Neurologen und Biologen, dessen Freundschaft ein Glück späterer Jahre war. „Begegnung am Abend“ nennt sie das Denkmal: der Forscher ging dem Ende des achten Jahrzehnts entgegen, die Dich-



terin stand inmitten des sechsten. Ihr schönes Erlebnis des Vaters wiederholte sich nach dessen Tode angesichts des großen Arztes und des mutigen Weisen, der ihr zuletzt als einer der gewissensten Wegweiser wirrer Menschheit erschien. Sein Aufstieg aus dem Materialismus, seine große Menschlichkeit, seine kraftvolle Geistigkeit haben dem bedeutenden Gelehrten zu der fachlichen Wirkung dieses Zeugnis junggebliebener dichterischer Begeisterung über den Tod hinaus eingetragen.

Die letzten Werke sind reine Bekenntnisbücher. Auch hier ist die Grenze fließend, um so mehr, als zuletzt leise Wiederholungen von Buch zu Buch unbefangen möglich werden. Schon „Der heilige Weg“ ist weithin Selbstbiographie. Das Bekenntnis zu Hellas ist vorbereitet durch Schule, Eigenerwerb, Reise und Anschauung. Der Vater weist auf Homer; mit Rektor Finsler und Bundesrat Welti liest sie die Ilias, mit denselben Männern, mit Eugen Huber und Heinrich Morf Aischylos; und zur Schönheit des Wortes tritt die Weisheit Platons. Der Süden erschließt die alte bildende Kunst. Und endlich wird das Land der Griechen, so lang mit der Seele gesucht, mit Herz und Augen gefunden. Der heilige Weg von Athen nach Eleusis wird Gleichnis griechischen Geistes, der von den dämonischen Mächten zur hellen Harmonie gelangt. „Nicht das eine oder andere, sondern der Weg von einem zum andern, das ist griechisch. Das Hinstreben aus der eingeborenen Dämmerung zum Licht, aus Blutgewalt zum Geiste, aus Taumel zum Gesetz, aus Chaos zur Gestalt — das ist griechisch.“ Aller wahre Humanismus schafft Humanität: er will nicht sich, er will den Menschen, und den Menschen nicht als Rohstoff, sondern als das Bild dessen, der ihn



geschaffen. Der Apostel, der den griechischen Dichter aufruft: „Wir sind göttlichen Geschlechts“: das ist der Weg, der durch die griechische Welt empor und über ihre Grenzen hinausführt.

Das ist schon dichtes, offenes, reiches Bekenntnis. Nicht minder sind es die großen Bücher „Land unter Sternen“ und „Sinnbild des Lebens“. Sie greifen ungewollt ineinander über: Gestalten, Ereignisse, Welt, Menschen und Mächte sind weithin die gleichen. Der „Roman eines Dorfes“ ist ja nicht eine geschlossene Einheit: es sei denn das Dorf selber und seine Dauer im Wechsel. Aber es ist ein Land unter Sternen. Der Vater hat das Kind am Himmel heimisch gemacht: die Augen sehen die Sternbilder, bis der Gedanke sie wieder löst und die Welt noch tiefer und endloser wird. So weitet sich auch die Heimat unter den Sternen: in der kleinen wird die große, im Augenblick die Ewigkeit geahnt.

„Sinnbild des Lebens“ greift in die ersten Erinnerungen zurück und führt sie bis in die Brückenstadt, in der wir heute des abgeschlossenen Daseins gedenken. Vater, Mutter, die Schwestern, Jugendfreunde, erstes Bild, erster Jubel, erster Jammer, erste Rätsel, eindringende fremde Macht, durchdringende eigne Kraft: stillem Auge wird alles Bild Sinnbild.

\*

Reiches Leben: reiches Werk. Ein Mensch auf dem Wege der Liebe, auf dem Wege zur Freiheit, ein Mensch, der weiß, wieviel mehr eine ganze Frau ist als ein halber Mann, eine Frau, die sich vollenden will: sein will, was sie sein soll und kann, das aber ganz.



Das ist sie geworden.

Eine treue Tochter dieser ihrer Heimat, dieser schweren, gesammelten, feurigen Art des Berners, an der Grenze nördlicher und südlicher, deutscher und welscher Welt, selbst aber nicht tote Grenze, sondern lebendige Brücke. Eine treue Bürgerin unsrer Eidgenossenschaft, zu der sie sich auch außerhalb des Vaterlandes offen und würdig bekannt und der sie neue Freunde gewonnen hat. Eine treue Erbin der edelsten Werte abendländischen Geistes, von den griechischen Anfängen bis zur Mühe der eigenen und der Hoffnung der kommenden Tage: eine freie Erbin, die sich an keine Götzen verlor und auch die eignen Schranken nicht vergötzte, die in ihrer großen Unbefangtheit und Gestalterfreude sehr wohl eine Tochter Gotthelfs heißen darf. Aber auch ein wahrhaft gläubiges Herz. „Eines Tages“ — so spricht sie am Ende — „wird man nicht mehr sagen wie in der Zeit des Blühens, daß die Liebe der Gott des Daseins ist, sondern kommt zurück zu der einst vernommenen, jetzt erfahrenen Wahrheit: Gott ist die Liebe.“

Hoch ob der Fackel des Eros erblüht das Ewige Licht.

Die stärkste Dichterin unsres Landes ist in Maria Waser erloschen. Sie kannte ihr Maß. Sie liebte das Maß. Sie lebte nicht vom Vergleich, sondern aus ihrer Gabe für ihre Aufgabe. Viel Ehre ist ihr geworden: sie sah sich den „führenden Frauen Europas“ eingereiht, ohne übrigens für den tatsächlichen Zustand Europas verantwortlich zu sein. Sie wollte keine neue Sappho scheinen: sie hat sich nie neben oder über ihre großen nordischen Schwestern gestellt. Sie war sie. Sie hätte auch die pathetische Verheißung mit der köstlichen Anmut ihres Lächelns vernom-



men, ihr Stern werde noch in Äonen hell erstrahlen. Wir wissen nicht, was in Äonen geschehen wird: wissen wir auch nur, was morgen unser wartet? Hören wir lieber, was Maria Waser ihre blauen Asten singen läßt:

Wohl sternengleich, doch Sterne sind wir nicht.  
Bald löscht auch unser schwaches Lichtlein aus.  
Wir alle ziehen in das finstre Haus.  
Daß dich das große Dunkel nicht zerbricht . . .  
Halt dich ans andre Licht, ans andre Licht.



Ansprache von  
**Dr. Esther Odermatt**

bei der von Lyceumklub Zürich und Lesezirkel Hottingen  
am 12. März 1939 veranstalteten Gedächtnisfeier  
im Zürcher Rathaussaal

Verehrteste,

Der Lyceumklub Zürich und der Lesezirkel Hottingen haben Sie eingeladen zu einer Stunde des Gedächtnisses für Maria Waser, die sie stolz die Ihre hatten nennen dürfen, um in Ehrfurcht und Bewunderung sich zu neigen vor dem Wesen und Werk dieser großen Frau, um zu danken auch für persönlich Empfangenes, für Kostbarstes, das ihre Persönlichkeit, ihr hinreißendes Wort im großen und kleinen Kreise ihnen geschenkt, unvergeßliche Stunden, da sie aus eigener Dichtung las, da sie andere deutete und ihre warme dunkle Stimme begeisternd uns über uns erhob.

An diese Stätte wurden Sie eingeladen, wo ein paar Wochen vor ihrem Scheiden Maria Waser von der Stadt Zürich in öffentlicher Feier durch Überreichung des Literaturpreises geehrt wurde, wo sie selber — in heiterem Sieg über ihre Krankheit — die herrliche Rede über „Schwyzerwort und Schwyzergeist“ als Gegengeschenk bot, ergreifendes letztes Bekenntnis zur Heimat. Diese Heimat, die ganze Schweiz, hatte im Oktober des letzten Jahres in einhelliger Verehrung und Dankbarkeit Maria Wasers 60. Geburtstag gefeiert, dankbar für die Dichtung,



aber auch für die ganze große Leistung ihres Lebens, die wahrhaft ein Dienst an der Heimat gewesen. War sie doch durch ihren Beruf zur geistigen Führerin geworden in langem hingebendem Wirken zusammen mit ihrem Gatten an der Redaktion der Zeitschrift „Die Schweiz“, die unser kulturelles Leben so vorbildlich betreute. Neben ihrer Familie und ihren Freunden hatten Ungezählte ihre mütterliche Güte, ihre erzieherische Weisheit erfahren dürfen, Maler, Bildhauer, Schriftsteller, die sie entdeckte, ermunterte, denen sie Richtung wies, die ihr Name liebevoll in die Öffentlichkeit geleitete. Ein Beruf, ändern zu raten, zu helfen, den sie später im stillen weiterführte in der weitblickenden Giebelstube in Zollikon, wo viel menschliche Not, aber auch kühne Gedanken und Pläne offenes Ohr und Herz, Antwort und Hilfe fanden.

Hohe Tage der Erfüllung, die ihr die Fülle dankbarer Liebe zutrug und die reiche Ernte ihres Lebens vor ihren beglückten Augen breiteten.

Und heute stehen wir in tiefer Trauer vor der Vollendung dieses uns allen teuren Lebens und Schaffens. Es scheint uns unfaßbar, daß Maria Wasers vorbildliches Frauentum, der Rat ihres klaren Geistes, die Mahnung ihres hohen Sinnes gerade jetzt uns entrissen wurden, da wir uns des kostbaren Besitzes stärker als je bewußt sind, da wir seiner dringender als je bedurft hätten.

Plötzlich aber fühlen wir, wie aus dieser Vollendung ein Trost strömt. Ein Frauenleben von seltener Wirkung durfte sich geistig und seelisch vollenden, durfte zuletzt noch klar und bewußt, in heiterer Tapferkeit das letzte Wegstück vollenden, von dem im „Sinnbild des Lebens“ so oft und so selbstverständlich die Rede ist. Jetzt ver-



stehen wir, was wir vorher nicht verstehen konnten und wollten: das letzte Prosawerk Maria Wasers, das „Sinnbild des Lebens“, ist Vermächtnis und Abschied und Trost über den Abschied hinaus. Da steht es: „Unsere Toten leben mit uns und in uns weiter, nicht als ein Abgeschlossenes, sondern weiterwachsend in einer reineren, stärkeren und freieren Existenz.“

Da Maria Waser unsere Hand losläßt, bleibt mehr als die teure Erinnerung, mehr als die Wirkung ihrer verpflichtenden Freundschaft, ihrer Führung an den Ungezählten; es bleibt ihr dichterisches Werk. Ward ihr doch die Gnade zuteil — das strenge unerbittliche Muß auch auferlegt — sich selber in schöpferischer Fülle zu gestalten in ihrem dichterischen Werk. Als Meisterin des Wortes von unerhörtem Reichtum, von unverbrauchter Kraft und Farbe — immer neu und unmittelbar aus lebendigem Quell geschöpft — war es ihr vergönnt, in ihrem Werk über allen persönlichen Wirkungskreis hinaus in die Weite und Ferne zu wirken, mit uns weiterzuleben als Gegenwart und lebendige Kraft.

Wenn mir die ehrenvolle und wehmütige Aufgabe zuteil wurde, zu Maria Wasers Gedächtnis hier zu sprechen, so möchte ich diese Stunde nicht der Trauer um das Verlorene weihen, sondern dem, was uns bleibt. Versuchen möchte ich, nicht literarisch-ästhetisch ihr Werk zu würdigen, sondern ihre Stimme aufzurufen, andeutend den Weg zu zeigen, den sie gegangen und uns als Vorbild und Sinnbild gestaltet hat.

Was aus ihrem arbeitsreichen Leben zuerst zur Gestaltung drängte — Glück und Tragik der Künstlerberufung — so vielfach von ihr erlebt und miterlitten, das ist wunder-



sam und erschütternd gestaltet in der „Geschichte der Anna Waser“, dem rätselhaften Frauenschicksal der Zürcher Malerin. Siegreicher Erstling, der der Dichterin zum eigenen glückhaften Schicksal wurde, errang er doch der jungen Schweizerin im ganzen deutschen Sprachbereich den Ruhm und die Verehrung, die ihr treu geblieben sind. Was Anna Wasers Schicksal auf abgebrochenen Pfaden unvollendet ließ, im Leben der Dichterin wurde es Erfüllung in der harmonischen Verbindung von Künstlerberuf mit vollem Menschentum und Frauenleben. Doch alle Themen sind in diesem Erstling schon angeschlagen und das hochgesteckte Ziel gezeigt: in dem Glauben an eine Kraft der Seele, die einen alles überwinden ließe, an eine Kraft, jedes Erlebnis zu läutern, bis alles Persönliche davon abfällt und es zum Sinnbild des Ewigen wird. Dieses Ziel aller Läuterung des Persönlichen zum Sinnbild des Ewigen ist erreicht im „Sinnbild des Lebens“, das den großen Bogen schlägt um Leben und Werk, das uns Einheit und Übereinstimmung offenbart, wie sie die überzeugende Kraft des Werkes erklären.

Im „Sinnbild“ erleben wir mit das Geheimnis des eigenen Werdens und Wachsens. Den Grund zunächst, aus dem es aufstrebt: die weiträumige bernische Landschaft „unter der Gewalt der fernen Berge und der ewigen Melodie der nahen Hügel“. Das Elternhaus in Herzogenbuchsee mit der tiefen Menschlichkeit, der vornehmen Geistigkeit — und das Wesentlichste: wir erleben dieses leidenschaftliche, begeisterungsfähige Kind im tapferen Ringen mit sich und der Umwelt, gehen mit ihm die Wege zur Freiheit, zur „inneren Freiheit des sinnvoll Gebundenen“, die Wege aus der Enge in die Weite, immer eindrücklicher aus der Enge



des eigenen Ich zum weiten Du, zum Wir. „Denn“, sagt sie, „so hat es der Gewaltige mit uns vor, daß das Ich sich weitet zum Du, zum Wir, das Hier zum Überall, das Jetzt zum Immer, daß wir unsere Einzigkeit hineinfügen ins Ganze.“

Die Hilfen auf diesem Wege beginnen im elterlichen Arzthaus: zunächst die Erziehung zur Güte durch die tapfere Einstellung zur Wirklichkeit, die über die geliebten Nächsten hinaus auch die Kranken umfaßte und die Schicksale, die sie ins Haus brachten. Ein Helferbedürfnis wurde hier geweckt, das sich tausendfach betätigte im Zugreifen und Helfen, in strenger Pflichterfüllung im eigenen Haus und weit darüber hinaus ein Leben lang.

Aber bei aller Hingabe ans Nächste mußte man doch reif werden für die große Einsamkeit, mußte Blick und Glauben richten nach den großen Ordnungen. Vom Vater, dem Arzt und Naturforscher, wird sie zur Naturbeobachtung und Erforschung geführt — erste Führung durch die „strenge Ordnerin Wissenschaft“ — bis empor zur Versenkung in die Sterne auf dem Himmelsaltan — ein Erlebnis, das immer neu, immer ergreifender geschildert wird.

Die Wirklichkeit, auch die dunkle, die auch mit Schmerz und Tod als natürlicher Einrichtung vertraut machte, und darüber die Sterne: so hat sie großartig wirklichkeitsnah ihr Heimatdorf geschildert, das „bunte Dorf mit seinen närrischen, grotesken und rührenden Gestalten“ und die adelig alten Bauerngeschlechter auf den stolzen Höfen der Hügel. Und es wurde ihr „wie alles Land zum Land unter Sternen“.

In die Freiheit und Weite und ins Große führen die Wege der geistigen Entwicklung, die wir in Maria Wasers



Werk mitgehen dürfen. Der für sie schicksalhafte Weg nach Hellas, „Der heilige Weg“, dessen Wunder sie in dichterischer Schau erschließt. So bestimmend wurde das Erlebnis Homers für ihr ganzes Sein, daß ihr letzter Wunsch an die Heimat, an die Welt in der letzten Neujahrsnacht feierlich beschwörend ausklang in das homerische Gebet: „Vater, schaff uns Licht, mach unsere Augen sehend!“

Entscheidender aber noch für die Formung des Menschen war das eigenste Wesen, die innere Stimme, der schon das Kind folgt, wenn es gilt, sich zu wehren für die Schwachen, für die, die Unrecht leiden. Tapferkeit ist ihm das Allerhöchste. Den Mut haben zu seinem eigenen Wesen auch gegen die andern, auf die Stimme des Herzens vertrauen, die man als die göttliche empfand! So wächst sie hinein in das gläubige Vertrauen dem eigenen Geschick gegenüber, in demütigem Gehorsam. Aus der tapferen Begegnung mit dem Tode, die in Maria Wasers Werk immer neu gestaltet ist, wächst das freudige Jasagen auch zum letzten schwersten Ruf, der als Erfüllung erkannt und nicht nur erlitten, sondern in heiterer Tapferkeit, in Größe erlebt wird.

Als der klare weite Geist dieser Frau es vermochte, größter wissenschaftlicher Leistung verstehende Interpretin zu werden — in der „Begegnung am Abend“ deutet sie uns Weltanschauung, Wissen und Weisheit ihres Freundes, des Hirnforschers v. Monakow — da war es beglückende Bestätigung, daß auch der gelehrte Freund die Pflege der inneren Stimme forderte, des inneren Freundes, für den man sich feinhörig machen mußte. Beglückende Bestätigung, daß sich auch ihm als Ursprung, Weg und Ziel alles Lebens die Liebe zeigte.



Die Liebe scheint mir das Entscheidendste für Maria Wasers Wesen zu sein. Sie war immer wieder Heimkehr aus dem Großen, Weiten ins Nächste. Sie forderte immer neuen Verzicht in der Hingabe an die andern. Die Liebe in ihrer Vielgestalt ist das große Thema ihrer Dichtung, von Anna Wasers stiller, zarter Liebe bis zur Verzerrung der Liebe im „Jätvreni“ und empor zur starken und weisen Liebe der Mutter in den „Narren von gestern“. Die rechte Liebe müssen ihre Menschen lernen, „die die Dinge in ihre wahre Ordnung rückt“. Deshalb muß die Liebe geläutert werden. „Wer ein heißes Herz hat, muß zeitig lernen, es in die Hände zu nehmen“, und Schmerzen sind nötig, daß es zur Ruhe komme. „Denn nur das gebändigte Herz ist es, aus dem die fruchtbaren Gedanken kommen“, „und nur, wer sich selbst besteht, wird ein ersprißlicher Mensch, klar, warm und gütig.“ In der „Wende“ hilft die große florentinische Kunst Peregrina zur strengen Wende, aus Selbstvergessenheit und Entrückung zur Heimkehr in den lieben, tapferen Alltag, zur häuslichen Pflicht, zum Glück. Denn „Glück ist kein von außen Verliehenes, sondern eine seelische Verfassung, eine Reinigung und Erhebung des Gefühls“. Aus dieser Erhebung heraus wünscht Peregrina, „ihren Lieben den Weg voranzugehen, auch den letzten schwersten, daß er für sie allen Schrecken verlöre“.

Das Leben hatte Maria Waser das Vorbild der selbstlosen Liebe in der eigenen Mutter geschenkt, deren Gestalt — immer neu geschildert — als Schutzgeist über ihrem Leben und Werk steht. „Alles an der Mutter“, sagt sie, „war groß, weit und klar wie das Gesetz. Sie wußte um die ewige Gerechtigkeit, und Schönheit war ihr oberstes



Gesetz.“ Zur Schönheit in Leben und Kunst, Dichtung und Musik führte sie ihre Kinder. Hodler hat sie gemalt, „herzbeugend feierlich“. In den „Wegen zu Hodler“, dieser hinreißenden Deutung seiner Kunst, stellt Maria Waser, vom Bild der Mutter ausgehend, das Ziel ihres eigenen Weges als Forderung heraus: „Weiter, erkennender Mensch zu werden, nicht um ein halber Mann zu sein, sondern um sein Frauentum desto reiner zu erfüllen, dessen tiefster Sinn Mütterlichkeit heißt. Sie ist unser Schicksal, unser Glück, unsere Macht. Dabei kommt es nicht darauf an, ob wir unseren Mutterberuf äußerlich verwirklichen, nur darauf kommt es an, daß wir das in unserem Leben verwirklichen, was allein es erträglich und sinnvoll und schön macht und was es in seinen ewigen Zusammenhängen hält: Güte. Am Sieg des Mütterlichen in uns und in der Welt um uns hängt das Heil der Menschheit, denn es ist der Sieg der selbstlosen Liebe.“

Diese Forderung spricht aus Maria Wasers ganzem Werk, zündend auch aus ihren Reden von der „Sendung der Frau“ und „Vom lebendigen Schweizertum“. Immer neu predigt sie die Liebe als das Evangelium der wahren Glückseligkeit, geläutert bis zur Erkenntnis, „daß Gott die Liebe ist“, also ruhend im Ewigen.

Die Erfüllung der Forderung dieses hohen Frauentums war Maria Waser selber, die wir darum so sehr verehrten und liebten. Was aus ihrer Stimme klang, aus ihren Augen strahlte, das starke Gefühl, die mütterliche Liebe, die Weisheit ihrer lächelnden Güte, es lebt in ihrer Dichtung. Diese Dichtung ist nur zu verstehen als die einer großen Liebenden, aus der Ergriffenheit heraus geschaffen. In der Widmung des letzten Buches heißt es: „Was auch der



Mensch, das Leben mit mir trieb, ich habe Mensch und Leben lieb, und wenn ich schrieb, geschah's, um diese Liebe zu bekennen. Doch reiner stets fühl' ich sie brennen.“ Diese Liebe bleibt und redet ihre tröstliche Sprache.

Mit liebenden Augen hat sie die Welt, Natur und Menschen der Heimat geschaut und in überwältigender Fülle festgehalten. Von den Blumen, die in bunter Pracht in ihrer Dichtung blühen — denen die letzte holde Dichtung galt, die beschwingten Verse zu den Blumenbildern ihrer Schwester Hedwig im „Besinnlichen Blumenjahr“ — von den Blumen in den bernischen Matten zu den Städten, dem geliebten „brückenfrohen“ Bern, bis zur Gewalt der Berge, bis empor zum Heimatberg, der Jungfrau — und alles überstrahlt vom Licht, das sie so leidenschaftlich liebte — und die bunten Schicksale der Menschen von damals und heute, aus Traum und Wirklichkeit, vom Jätvreni bis zur großen Frau und zur ragenden Gestalt Hodlers — und alles Land wurde ihr wie das Heimatdorf zum „Land unter Sternen“.

Und dafür sei ihr heute besonders gedankt. Zum Land unter Sternen hat sie unsere Heimat gemacht. Mit glühender Begeisterung hat sie den Geist der Heimat gedeutet, zur Besinnung uns aufgerufen in schwerer Zeit, zur Weite des Vaterlandsbegriffs und Vaterlandsgefühls, das in der Zusammengehörigkeit des Andersartigen die notwendige Ergänzung sieht. „Lebendiges Schweizertum“ hat sie nicht nur gepredigt, sondern gelebt und gedichtet, weites Schweizertum, offen für das Große aller Zeiten und Völker, stolz auf das Eigene, vom heiligen Willen beseelt, alle unsere Kräfte einzusetzen zur Erneuerung der Gemeinschaft. „Uns und unsere Jugend zu erziehen“, ruft sie uns



auf, „zu brüderlichen, zu verantwortungsbewußten, empor zu Gott geführten Menschen.“

So soll unsere liebe Maria Waser mit uns und in uns weiterleben. Gehören soll sie zu den Schutzgeistern unserer Heimat, uns verbunden über die schmerzliche Trennung hinaus. Der Dank für alles, was sie uns war, für alles, was sie uns geschenkt hat, soll die Klage um den Verlust über-tönen.



Ansprache von  
**Dr. Ernst Zahn**

bei der Gedächtnisfeier in der Kirche von  
Herzogenbuchsee (Kt. Bern) am 16. 4. 1939

Bürger und Anwohner von Herzogenbuchsee!  
Verehrte in Trauer Versammelte!  
Liebe Freunde!

Das letzte Gedicht in Maria Wasers „Besinnlichem Blumenjahr“, diesem Schwanengesang der Dichterin, klingt aus in die Strophe:

Es ist ein anderer Frühling,  
dem folgt kein Sommer nach.  
Mit weißen Schwingen zieht es  
leise durch mein Gemach.

Sie fühlen mit dem Sprechenden die Stimmung von Resignation und Todesahnung, in der diese Verse geschrieben sind. Sie sehen mit dem Sprechenden ein einst in den schönen Farben des Lebens blühendes, jetzt schmal und blaß gewordenes Frauengesicht, dessen wundervolle Augen seltsam groß und mit einem Ausdruck voll Wissen um letzte Dinge in die Welt blicken, und Sie erschauern mit dem Sprechenden vor dem heiligen Ernst dieser Stunde, in der wir einer Toten gedenken sollen und in der uns wieder einmal die menschliche Vergänglichkeit im einen und allgemeinen deutlich wird.



Als ihn die Behörde dieser Ortschaft, der Heimatgemeinde Maria Wasers, berief, vor ihr und Ihnen Worte der Erinnerung zu prägen, ergriff den Sprechenden der Gedanke aufs tiefste, gerade hier der Dichterin und Freundin gedenken zu dürfen, von wo sie ausgegangen, wo sie mit dem hohen Geschenke des Ehrenbürgertums gefeiert worden und von wo sie einst, körperlich und geistig, ein Lebensvermächtis empfangen, das, wie die Pflanze aus dem ihr gemäßen Boden, jeder Mensch aus seinem Heimatgrunde schöpft. Wenn wir uns Maria Waser vergegenwärtigen, so ist uns zunächst ihre Sprache im Ohr. Am reinsten, köstlichsten sprach, lachte und tröstete ihr Mund in ihrem bernischen Deutsch, und es war, wenn sie als Bernerin sprach, ein besonderer Glanz in ihrem Blick, eine Heiterkeit und Tapferkeit, wie sie den Schweizern aus Bern zu eigen sind. Von Tapferkeit! Wenn ich davon rede, dann muß ich zunächst des Mutes gedenken, mit dem die nun Dahingeschiedene seinerzeit die Erkenntnis, dann die Gewißheit ihres schweren Leidens aufgenommen, und der Tapferkeit, mit der sie dieses Leiden selbst ertragen hat. Aber ich erkenne diese schweizerische, diese bernische Tapferkeit als eine Eigenschaft des Lebens, nicht nur des Leidens, als ein Gesundkorn, dem Menschen zugewachsen aus seinem Heimatboden. Wenn wir von der Kindheit Maria Wasers hören, von ihrem hochansehnlichen Vaterhause, von dieser Gemeinde und ihren blühenden Gärten, diesem Land unter Sternen, weht uns schon dieses tapfere Wesen an. Wir gewahren es in den Tagen der Studien, einer Zeit, die Maria Waser die ersten großen Erfolge mit leicht und ehrenvollst errungenen Graden der Wissenschaft brachte, wir finden es aber später gepaart mit seltener An-



mut, tiefer Menschenliebe und staunenswerter Menschenkenntnis in ihren Büchern, und wir Fernerstehenden fühlen es als gleichsam köstlichste Gabe für sich selbst und die Ihrigen, wenn wir uns des guten Geistes erinnern, den wir allezeit in ihrem Hause trafen. Es ist bernischer Geist, es ist Schweizer Geist, der als solcher nicht lauter, großsprecherischer Worte, nicht des Prunkens, nicht der Heilrufe auf Helvetien bedarf, es ist vor allem auch Menschengeist, Menschengestalt von jener Art, wie er unserer von Mißtrauen und Mißverstehen verwirrten Gegenwart abhanden zu kommen droht. Wir betrauern in Maria Waser die seltene Dichterin, die kluge und gütevolle Frau, aber wir müssen in ihr mehr und mehr die Weltbürgerin betrauern. Sie kam von schlichter Landscholle, sie gedieh in der Harmonie eines prächtigen Vaterhauses, sie verpflanzte diese reine Eintracht in den Kreis ihrer eigenen Familie, und aus den tiefen und wundervollen Eindrücken solcher Lebensanfänge heraus, insbesondere aber in der unerschöpflichen Weisheit ihres eigenen großen Herzens, lernte sie die Welt betrachten.

In ihrer Weltbetrachtung war kein Eigennutz, kein Dünkel, kein Wille zur Einmischung in Dinge, die Sache eines andern sind. Und Menschen solcher Weltbetrachtung allein sind es, die eines Tages wieder den Weltfrieden, diesen scheinbar unrettbar verlorenen, aufbauen können. Ihr Verlust ist für die Gegenwart schmerzlicher, unersetzlicher als der von Geld und Gut und jeden andern Besitze; denn sie und ihre Überzeugung sind die Säulen einer künftigen bessern Welt. Auch Maria Waser fiel, aber freilich ihr Werk besteht. Und in ihrem Werke kehrt sie uns allen wieder.



In der Presse war anlässlich ihres Hinschieds das Wort zu lesen, daß die Schweiz die erste und bedeutendste ihrer lebenden Dichterinnen verloren habe. Es widerstrebt uns stets, Werturteile abzugeben, und nichts scheint uns unfruchtbarer als den einen Künstler gegen den andern abzuwägen, wie es in der Literaturgeschichte so gern geschieht. Kann nicht jedes Land stolz auf seine tüchtigen und bedeutenden Töchter und Söhne blicken und soll es nicht eines jeden froh sein, der ihm Ruhm eintrug? Aber freilich, die Schweiz hat allen Grund, froh und stolz zu sein, daß eine Maria Waser ihr lebte. Froh und stolz soll auch die Gemeinde Herzogenbuchsee ihr Bild in der Erinnerung bewahren.

Es würde den Rahmen einer Gedenkrede sprengen, wollten wir eine literarische Würdigung der Dichterin geben. Betrachten wir das Werk ihrer frühvollendeten Lebens-tage, so haben wir ihren Roman „Die Geschichte der Anna Waser“ als eine Art Wegbereiter anzusprechen. In ihm lebte so viel von ihrem eigenen, die Menschen bezaubernden Wesen, daß er ausgehen konnte, ihr eine mächtige Schar von Freunden zu werben. Diese Schar wuchs von Buch zu Buch, und vor allem, sie klärte sich ab zu einer Gemeinde ernster, in sich selbst hinabblickender, oft auch einsamer Menschen. Daraus erklärt sich, daß Maria Wasers „Bekanntnisse eines Einsamen“, Wir Narren von gestern, in der Wertung der Leser dicht hinter ihrem bekanntesten Buche kommen. Wie gerne folgte man ihr aber auch etwa nach Florenz an Hand ihres schwerblütigen Werkes „Wende“ oder nach Hellas oder zu Hodler, dem Künstlerfreunde! Wie mehr und immer mehr werden schlichte Leute aus dem Volke auch ihren einfachen Er-



zählungen folgen, wie etwa der tragischen Geschichte vom Jätvreni, das der Verein für Verbreitung guter Schriften zu ihrem 60. Geburtstag neu herausgegeben, damit dessen Volkstümlichkeit vorbereitend. — Wer aber von der Dichterin Waser immer wieder die beglückende Brücke zum wundervollen Menschen finden will, der nehme recht oft ihr Buch der Rückschau „Sinnbild des Lebens“ zur Hand.

Sehen wir sie indessen nicht in diesem Augenblicke auch beinahe körperlich noch einmal unter uns? Mir ist, die Tür dieses heiligen Hauses tue sich auf. Mit der lautlosen Anmut ihrer Schritte, das beglückte und beglückende Lächeln um den feinen Mund, das nur die Überlegenheit einer in allem Leid und allem Leben hellstichtig gewordenen Seele verleiht, mit dem Glanz der innerlichsten Freude im Blick, in dem er oft und gerne strahlte, scheint sie mir unter uns zu weilen. Der Hauch ihres Mundes weht in leisem Kuß diejenigen unter uns an, die im Leben die Ihrigen waren. Ihr Ohr lauscht den Worten und Tönen dieser Andachtsfeier, und mit stillem Wink ihrer Hand grüßt sie das Haus ihrer Kindheit, das Land ihrer Jugend, das Vaterland und das weite, weite Land der Menschen.

Vor wenigen Wochen empfing der Sprechende den Brief eines deutschen Arztes, der die Worte enthielt: „Ich will Ihnen und dem Schweizerland Beileid sagen beim Tode der Maria Waser.“ Der gleiche Brief enthält den Satz: „Ich komme nicht mehr los von ihren Büchern“, bewundert bei Besprechung des Buches „Begegnung am Abend“, wie Maria Waser unerschrocken an die schwere Materie der Gehirnanatomie herangeht und sie zur vollen Zufriedenheit des anspruchsvollen Professors Monakow bewältigt, und prägt die Kritik: „Ihr hohes dichterisches Talent zeigt



sich auch bei Behandlung dieses vorzugsweise wissenschaftlichen Themas. Wundervoll ist ihre Sprache. Stets findet sie das passende Wort. Und immer die große Tiefe des Gemütes, die unerschütterliche Güte, Mütterlichkeit und Demut!“

Sie sehen, meine Freunde, der Dichterin Andenken steht fest in Ferne und Nähe. Wir neigen uns vor ihr. Wir trauern bitterlich um sie. Aber eingedenk, daß nichts Irdisches unvergänglich ist, wird uns die Seele weit, im Glück des Bewußtseins, daß wir sie besaßen. Unser Glück ist voll Endlichkeit, aber Ewigkeit sucht unsere Liebe.



Prolog von

**Heinrich Fischer, Herzogenbuchsee**

gesprochen von Margrit Suter bei der Gedächtnisfeier  
in der Kirche von Herzogenbuchsee am 16. 4. 1939

Die Du wie eine Blume, schlanker Anmut,  
Entblüht der Heimat mütterlichem Schoß,  
Und, edel-reif, gekröntes Korn,  
Vom Tod geerntet nun hinabsankst,  
Noch einmal sei uns nah,  
Getreue,  
Und nimm, vernimm in dieser Feierstunde  
Der Heimat innigen Dank!

Einst zogst Du aus, in heißem Wahrheitsdrang  
Zu forschen nach des Lebens ewigem Sinn,  
Des Schicksals dunkeln Rätseln  
Auf den Grund zu schauen . . .  
Durch morsches Vorurteil die Bresche brechend,  
Tratst Du dem Quell des Wissens nah,  
Wozu als Erste Du das Recht erkämpft.  
Mit frischem Sieg die jugendliche Stirn umlaubt,  
Verhängten Zügels stürmtest Du das Ziel,  
Die Wege Bahnend neuem Frauentum.

Die Seele rief.  
Im Spiegel Deiner Augen  
Fingst Du die blaue Weite,



Die ruhevollere Klarheit Hellas' ein,  
Sahst den beseelten Stein des Phidias,  
Die reinen Linien der Akropolis,  
Und Dein Blick entwirrte sich  
An der Harmonie der Säulen,  
Die, von Schönheit leuchtend,  
Die Pflicht zu tragen dennoch  
Stolz erfüllt.

Demeters Weisheit lehrte Dich der Dinge Maß.  
Du ahntest auch die hohe Macht des Mutes hier,  
Die Held und Heldin, ihres Tods bewußt,  
Gelassen ihr Verhängnis dulden hieß.

Und was in Hellas Dich begeistert und erschüttert,  
Schuf:

Daß fürder nur noch Raum in Deiner Seele fand,  
Was frei und stark und jeder Lüge bar  
Ins Große wuchs.

Und zum Beflügelten gelöst, schwang Dir  
In frohen Rhythmen Herz und Schritt . . .  
Zurückgekehrt, trafst Du das Volk in Not.  
Da schürten Mitleid und Erbarmen Deinen Mut,  
Und aufrecht schrittst Du den Weg zur Wahrheit,  
Der zu Dir geführt, zu Dir,

Maria Waser,

Der Heiltatfrohen, Hilfreich-Liebenden.  
Und da Du zu Dir selbst gefunden,  
Fandst Du den Weg zur Heimat,  
Zu den Menschen.



Und was mit Fleiß Dein reger Geist gesammelt,  
Das Wissen, das durch Liebe  
Zur Weisheit sich gewandelt,  
Die Schönheit alles Schlichten und Geraden,  
Die Du mit Schöpferaugen jung empfindest,  
Du formtest sie zum Gleichnis und zum Bilde,  
Gabst ihnen Deinen Atemhauch und Herzschlag mit.  
Und es gewann Dein Wort:  
Bekennniskraft und Sinn und Süße . . .  
Und Weisheit, Schönheit  
Schenktest Du hold dahin  
Wie Rosen.  
Doch tausendfach vergalt Dir Deine Liebe: der Dank,  
Der Dir von den Ergriffnen wiederkam.

Erkenntnis weckte Deine Güte.  
Die Güte eines Freiseins, Frohseins, ja!  
Doch auch die Güte des Sichselbstbescheidens,  
Des Verzichtens.  
Streng setztest Du der Fülle des Empfangnen  
Ein reiches, überwiegend Maß von Pflicht.  
Du kargst an Dir, übst Dich in harter Zucht.  
Doch wo es sich zu opfern, wo es Hilfe galt,  
Tat Deine milde Hand sich nie genug.  
Allein der rohen Gewalttat des Tyrannentums,  
Der Hinterlist und Willkür wider Wehrlos-Schwache  
Warfst Du Dich loh entgegen mit der Schleuder  
Deines Zorns.

Und wie in dunkle Nacht geschrieben  
Flammte vor Dir der Spruch:



„Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir  
Die Krone des Lebens schenken.“

„Land unter Sternen“ nanntest Du Dein Buch,  
Drin Du das Antlitz Deines Dorfes wiederschufst,  
Das aus der Kindheit Dir in der Erinnerung lebte.  
Und wiederum ward ein Zeugnis Deiner Liebe.  
(Wir alle hatten Dich so oft verkannt!)  
Dein Dorf! Wie sorgtest Du Dich um den wachen Geist,  
Der sich in Deinem Dorf um Menschheit mühte.  
Und oh, wie warm bekannte uns Dein Mund  
Das Wort der Treue, als wir durch Schrift und Siegel  
Dich als die Unsre, unsre Bürgerin begrüßt!

Frei, vom Altar des Vaterlandes hobst  
Und trugst mit reinen Händen Du  
Die Fackel unsrer Freiheit und wehrtest Dich  
Für das verbriefte, unser angestammtes Recht.  
Noch eben sprachst und zeugtest Du  
Für Schweizergeist und Schweizerwort.  
Du warst von Deiner Heimat so erfüllt,  
Daß sie zum Sinnbild Deines Lebens wurde.

Dein starkes Wollen brannte edler Glut.  
Du lebstest, littest nur für andre.  
Dich selbst versprühend nährtest Du den Opferbrand,  
Und größer, reiner loderte Dein Herz.

Wir ehrten Dich. Es reichte Dir den Kranz  
Die Stadt, darin Du wirktest.  
Und von der Höhe Deines Ruhms  
Stiegst Du mit heiterm Lächeln  
In den Tod.



Du gingst dahin, beweint, geliebt von Vielen.  
Doch auch im Tod bleibst Du der Heimat Kind.

Die Flamme hat den schwachen Leib verzehrt,  
Die Seele wirkt ins Weite, unbegrenzt.

Du sagtest wahr:

„Am Ende steht das Licht!“